

Freundschaft im französischen Adel des 17. Jahrhunderts

Abstract

Der Artikel verfolgt einen historisch-semantischen Zugriff auf Freundschaft: Er geht vom Quellenbegriff ›amitié‹ aus. Die Bedeutung des Begriffs unterscheidet sich in der französischen Hofgesellschaft im 17. Jahrhundert deutlich von heutigen Auffassungen von Freundschaft. Als Quellenbasis dienen Memoiren und Briefe. Vier Bereiche werden untersucht. Das Denken über Freundschaft rezipiert antike Vorstellungen, ist aber auch beeinflusst von aristokratischen Normen und höfischen gesellschaftlichen Gegebenheiten. Die Sprache der Freundschaft zeichnet sich durch Hyperbeln aus und respektiert auch unter Freunden die Sprachregeln adliger Höflichkeit. Die nichtsprachlichen Zeichen der Freundschaft werden in Rituale, Gesten und Symbole eingeteilt. Die Freundschaftsdienste umfassen ein breites Spektrum ausgetauschter Leistungen. Mehr als um die Frage der Existenz oder Nichtexistenz von Bindungen zwischen konkreten Personen geht es um die Eigenschaften der Sozialbeziehung Freundschaft.

Einleitung

<1>

Freundschaft ist ein Thema, das in den Nachbardisziplinen der Geschichte schon seit einiger Zeit verstärkte Aufmerksamkeit erfährt. Vor allem Philosophen¹, Philologen², Soziologen³ und Ethnologen⁴ haben dem Thema viele Beiträge gewidmet. In der Geschichtswissenschaft dagegen wurde die Frage nach der Freundschaft lange Zeit nicht gestellt: Die traditionelle Politikgeschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts interessierte sich durchaus für die Freunde jener großen Männer, die als wichtige Subjekte der Geschichte galten, aber eben nicht für die Freundschaft als Phänomen; für die Struktur- und Sozialgeschichte der Nachkriegszeit war Freundschaft eine Erscheinung der Mikroebene, die sich den vor allem auf Makrostrukturen ausgerichteten Fragestellungen entzog. Speziell in der Geschichte der Frühen Neuzeit hat die Patronageforschung seit den siebziger Jahren mit den Konzepten Mikropolitik und Verflechtung erfolgreich versucht, interpersonale Beziehungen systematisch in den Blick zu nehmen⁵. Mir geht es nicht darum, dieses Modell anzugreifen; ich möchte vielmehr zeigen,

¹ Zu denken ist hier beispielsweise an Jacques Derrida, *Politik der Freundschaft*, Frankfurt a.M. 2000; vgl. auch Klaus-Dieter Eichler (Hg.), *Philosophie der Freundschaft*, Leipzig 1999.

² In der Literaturwissenschaft gibt es viele Studien zu Freundschaft bei einzelnen Autoren; als übergreifendes Werk sei hier genannt: Ulrich Langer, *Perfect Friendship. Studies in Literature and Moral Philosophy from Boccaccio to Corneille*, Genf 1994.

³ Für die soziologische Beschäftigung mit Freundschaft ist zentral Friedrich H. Tenbruck, *Freundschaft. Ein Beitrag zu einer Soziologie der persönlichen Beziehungen*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie* 16 (1964), S. 431–456. Einen Überblick über philosophische und soziologische Ansätze zur Freundschaft gibt Andreas Schinkel, *Freundschaft. Von der gemeinsamen Selbstverwirklichung zum Beziehungsmanagement – Die Verwandlungen einer sozialen Ordnung*, Freiburg, München 2003.

⁴ Bettina Beer, *Freundschaft als Thema der Ethnologie*, in: *Zeitschrift für Ethnologie* 123 (1998), S. 191–213.

⁵ Den grundlegenden Beitrag zum Konzept der Verflechtung liefert Wolfgang Reinhard, *Freunde und Kreaturen. ›Verflechtung‹ als Konzept zur Erforschung historischer Führungsgruppen: römische Oligarchie um 1600*, München 1979 (Schriften der Philosophischen Fachbereiche der Universität Augsburg, 14). In der angelsächsischen Forschung zur Patronage im frühneuzeitlichen Frankreich sind die Arbeiten von Sharon Kettering zentral, von denen hier zitiert seien: *Sharon Kettering, Patrons, Brokers, and Clients in Seventeenth-*

dass die Untersuchung der Freundschaft als einer zeitgenössischen Repräsentation und Praxis das Forschungsfeld um neue Aspekte zu bereichern vermag⁶.

<2>

Das Beispiel, an dem ich diesen Ansatz erproben möchte, ist die französische höfische Gesellschaft im 17. Jahrhundert⁷. Als Quellen ziehe ich Memoiren und Briefe aus dem Umkreis der Prinzen von Condé heran⁸; es geht also darum, in Selbstzeugnissen das Phänomen Freundschaft aufzuspüren. Ziel ist dabei nicht, eine Liste von Freunden der Condé zu erstellen (was ich für ein unmögliches Vorhaben halte, wenn man auf apriorische und damit fast notwendig anachronistische Definitionen der Begriffe ›Freund‹ und ›Freundschaft‹ verzichten will), sondern mir geht es darum, das Wie der Freundschaft, die sie konstituierenden Denk- und Verhaltensformen herauszuarbeiten. Nimmt man die Quellen aus einem klar umgrenzten Milieu, darf man eine Kohärenz dieser Denk- und Verhaltensformen bei den Verfassern der Quellen unterstellen.

<3>

Freundschaft ist ein Quellenbegriff, und zwar ein sehr häufiger. Gerade deshalb ist er als Analysebegriff ungeeignet. Wer eine eigene Definition von Freundschaft aufstellen würde, sie etwa definierte als Beziehung ausschließlich unter exakt Ranggleichen, müsste das Problem lösen, dass unter einer solchen Definition die Mehrzahl der in der Frühen Neuzeit von den Zeitgenossen als Freundschaften bezeichneten Beziehungen diesen Namen nicht verdienen. Ich möchte daher darauf verzichten, eine soziologische Freundschaftsdefinition anzuwenden, und schlicht formulieren: Als Freundschaft soll die Beziehung zwischen denjenigen gelten, die sich gegenseitig als Freunde anerkennen, indem sie sich als solche bezeichnen. Ich möchte argumentieren, dass das weniger tautologisch ist, als es zunächst den Anschein hat: Denn indem so der Quellenbegriff zum Ausgangspunkt der Untersuchung gemacht wird, geraten gerade auch die Aspekte frühneuzeitlicher

Century France, New York, Oxford 1986; sowie dies., *Patronage in Sixteenth and Seventeenth Century France*, Aldershot 2002. In Polen wurden Klientensysteme untersucht von Antoni Mączak, *Ungleiche Freundschaft. Klientelbeziehungen von der Antike bis zur Gegenwart*, Osnabrück 2005.

⁶ Bei der kulturgeschichtlichen Untersuchung der Freundschaft hat unter den historischen Disziplinen die Mittelalterliche Geschichte eine Vorreiterrolle gespielt. Das aktuelle mediävistische Standardwerk zur Freundschaft ist Klaus Oschema, *Freundschaft und Nähe im spätmittelalterlichen Burgund. Studien zum Spannungsfeld von Institution und Emotion*, Köln, Weimar, Wien 2006 (Norm und Struktur, 9); zu nennen sind des Weiteren Gerd Althoff, *Verwandte, Freunde und Getreue. Zum politischen Stellenwert der Gruppenbildungen im frühen Mittelalter*, Darmstadt 1990; Verena Epp, *Amicitia. Zur Geschichte personaler, sozialer, politischer und geistlicher Beziehungen im frühen Mittelalter*, Stuttgart 1999 (Monographien zur Geschichte des Mittelalters, 44); Claudia Garnier, *Amicus amicus – inimicus inimicus. Politische Freundschaft und fürstliche Netzwerke im 13. Jahrhundert*, Stuttgart 2000; vgl. jetzt auch Klaus Oschema (Hg.), *Freundschaft oder ›amitié‹? Ein politisch-soziales Konzept der Vormoderne im zwischensprachlichen Vergleich (15.–17. Jahrhundert)*, Berlin 2007 (Zeitschrift für Historische Forschung, Beihefte, 40).

⁷ Für eine ausführlichere Behandlung der Fragestellungen dieses Beitrags verweise ich auf meine in Arbeit befindliche Dissertation.

⁸ Zu den Prinzen von Condé gibt es eine umfangreiche Literatur, die hier nicht vollständig zitiert werden kann. Ausgangspunkt der wissenschaftlichen Beschäftigung mit den Condé ist das Werk des Herzogs von Aumale, der das Archiv der Condé nach deren Aussterben geerbt hatte: Henri d'Orléans d'Aumale, *Histoire des princes de Condé aux XVI^e et XVII^e siècles*, 9 Bde., Paris 1885–1896. Aktuelles Standardwerk zu den Condé ist Katia Béguin, *Les princes de Condé. Rebelles, courtisans et mécènes dans la France du Grand Siècle*, Seyssel 1999.

Adelsfreundschaft⁹ in den Blick, die modernen Auffassungen von Freundschaft widersprechen. Ich möchte auf vier Aspekte der Freundschaft näher eingehen, die unter den Stichworten Denken, Sprechen, Zeigen und Handeln stehen sollen. Es soll also die Rede sein von den Ideen, von der Sprache und von den Zeichen der Freundschaft sowie von den Diensten, die Freunde einander leisten.

Denken: Ideen der Freundschaft

<4>

Frühneuzeitliches Denken über Freundschaft unterscheidet sich erheblich von heutigen Modellen. Die radikalen Entwürfe von Empfindsamkeit¹⁰, Sturm und Drang und Romantik – man kann nur einen wahren Freund im Leben haben, man vertraut ihm rückhaltlos alles an, man verunreinigt die Freundschaft nicht durch Nutzenerwägungen – sind den Adligen der Frühen Neuzeit fremd. Der einzige, bei dem solche Ideen im 16. Jahrhundert aufscheinen, ist Montaigne; wer ihn aber genau liest, sieht, dass er immer wieder insistiert, dass die beschriebene perfekte Freundschaft eine Ausnahme sei, die mit den »amitiés communes«¹¹, dem, was gemeinhin Freundschaft genannt wird, nichts zu tun habe. Mir geht es eben um diesen Alltagsbegriff von Freundschaft und gerade nicht um Montaignes perfekte Freundschaft, die nach seinen eigenen Worten nur alle dreihundert Jahre einmal vorkommt¹². Im Gegensatz zu Montaignes Konzeption von wahrer Freundschaft ist im frühneuzeitlichen Alltagsverständnis Freundschaft auch nicht auf wenige Personen oder gar auf eine einzige beschränkt; für einen Höfling, der Karriere machen will, gilt eher die Maxime: je mehr Freunde, desto besser¹³.

<5>

Über den Nutzenaspekt in der Freundschaft berichten die frühneuzeitlichen Adligen sehr freimütig – ein Indiz dafür, dass er ihnen nicht als anstößig galt. So beklagt sich der Prinz von Condé in einem Brief an Kardinal Mazarin, dass es nicht angehe, dass seine Freunde nicht mit lukrativen Posten versorgt würden; sollte dies nicht bald geschehen, müsse er, Condé, ernstlich um sein Ansehen fürchten¹⁴. Was unter heutigen Standards als offene Korruption gelten würde, ist hier ganz

⁹ Aristokratische Freundschaft im frühneuzeitlichen Frankreich wurde bisher behandelt in dem Beitrag von Jean-Marie Constant, *L'amitié. Le moteur de la mobilisation politique dans la noblesse de la première moitié du XVII^e siècle*, in: *XVII^e siècle* 51 (1999), S. 593–608; Erörterungen zur Rolle aristokratischer Freundschaft finden sich auch bei Arlette Jouanna, *Le devoir de révolte. La noblesse française et la gestation de l'Etat moderne (1559–1661)*, Paris 1989, S. 65–90, sowie jüngst speziell für die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts bei Ariane Boltanski, *Les ducs de Nevers et l'Etat royal. Génèse d'un compromis (circa 1550–circa 1600)*, Genf 2006 (*Travaux d'Humanisme et Renaissance*, 419), S. 224–242.

¹⁰ Zum empfindsamen Freundschaftskult vgl. Ute Pott (Hg.), *Das Jahrhundert der Freundschaft. Johann Wilhelm Ludwig Gleim und seine Zeitgenossen*, Göttingen 2004.

¹¹ Michel de Montaigne, *Essais*, Bd. 1, hg. von Jean Céard, Paris 2002, S. 333.

¹² *Ibid.*, S. 324.

¹³ Auch im 16. Jahrhundert ist »avoir beaucoup d'amis« schon eine erfolgversprechende Machtstrategie, vgl. Boltanski, *Les ducs de Nevers et l'Etat royal* (wie Anm. 9), S. 228.

¹⁴ *Archives de Chantilly, Serie P, Bd. II, fol. 110–117, Condé an Mazarin, 4. Juni 1648*; vgl. Béguin, *Les Princes de Condé* (wie Anm. 8), S. 98.

offensichtlich legitim¹⁵.

<6>

Antike Einflüsse auf das frühneuzeitliche Denken über Freundschaft sind nicht zu verkennen. Der französische Hochadel des 17. Jahrhunderts hat die antiken Klassiker gelesen, und entsprechend werden etwa Topoi wie der des Freundes als ›alter ego‹ durchaus eingesetzt¹⁶. Vor Kurzschlüssen ist aber zu warnen: Oft dienen diese Topoi lediglich als rhetorische Versatzstücke.

<7>

Gibt es im Denken über Freundschaft aristokratische Spezifika? Die Frage dürfte zu bejahen sein. Das Gebot der ›largesse‹¹⁷, das heißt der vorbehaltlosen Großzügigkeit, gebietet es, seinen Freunden vorbehaltlose Unterstützung zu versprechen; dass es wiederum unaristokratisch wäre, diese Unterstützung tatsächlich in vollem Umfang in Anspruch zu nehmen, bringt das System ins Gleichgewicht¹⁸.

Sprechen: Sprache der Freundschaft

<8>

Die Sprache der frühneuzeitlichen Adelsfreundschaft erscheint zunächst fremdartig: Liest man Briefe, in denen der Adressat als Freund bezeichnet oder der Freundschaft des Absenders versichert wird, so werden diese Aussagen meist begleitet von überbordenden Versicherungen der Intensität der Gefühle. Superlative fallen regelmäßig. »Croyez surtout que je suis la plus fidèle amie que vous ayez au monde«, schreibt Madame de Sévigné an Bussy-Rabutin¹⁹. Man könnte nun versucht sein, folgendermaßen zu argumentieren: Wenn solche hyperbolischen Formen in Briefen an viele verschiedene Personen verwendet werden, dann gibt es nur zwei Möglichkeiten. Entweder die Adligen meinen diese Superlative tatsächlich so – dann heucheln sie, denn unabhängig vom Freundschaftskonzept kann ein Superlativ nicht für mehrere Personen meinen »der beste Freund unter Ausschluss aller anderen«, oder die ganze Sprache ist inhaltsleeres Ornament. Ich möchte dagegen die Ansicht vertreten, dass vielmehr eine dritte Interpretation zutrifft, dass es sich nämlich um

¹⁵ Zu den Unterschieden zwischen frühneuzeitlichen und modernen Auffassungen von Korruption vgl. Jens Ivo Engels, Politische Korruption in der Moderne, in: Historische Zeitschrift 282 (2006), S. 313–350, hier S. 321–327.

¹⁶ Zu den antiken Freundschaftskonzepten vgl. David Konstan, Friendship in the Classical World, Cambridge 1997.

¹⁷ Zur ›largesse‹ vgl. Jean Starobinski, Largesse, Paris 1994.

¹⁸ Hier wird ein Mechanismus wirksam, den Barbara Stollberg-Rilinger anhand des Verhältnisses zwischen dem Fürsten und seinen Höflingen beschrieben hat. Der Fürst belohnt seine Höflinge, und diese dienen ihm; dabei betonen aber beide Seiten, dass sie ihre jeweiligen Leistungen freiwillig und ohne den Gedanken an eine Gegenleistung erbringen. Das übergreifende adlige Ethos hält beide Seiten davon ab, tatsächlich keine Gegengabe zu erbringen. Eine festgesetzte Leistung für einen festgesetzten Lohn zu erbringen charakterisiert dagegen gerade den niederen Diener, nicht den Adligen, vgl. Barbara Stollberg-Rilinger, Zur moralischen Ökonomie des Schenkens bei Hof, in: Karsten Plöger (Hg.), Luxus und Integration. Materielle Hofkultur Westeuropas vom 12. bis zum 18. Jahrhundert (im Druck), Manuskript, S. 2. Ich danke Barbara Stollberg-Rilinger für die Möglichkeit, das Manuskript einzusehen.

¹⁹ Madame de Sévigné, Lettres, hg. von Bernard Raffalli, Paris 1976, S. 40f.

eine codierte Sprache handelt²⁰. Die Superlative sind elativisch gemeint; wo also »der beste Freund« steht, ist wohl eher gemeint »ein sehr guter Freund«. Wo Treue bis zum Tod versprochen wird, ist wohl eher Loyalität im Rahmen des vernünftigerweise Erwartbaren gemeint. Die aristokratische Norm der »largesse« verbietet es aber, die Grenze anzugeben, bis zu der die eigene Loyalität reicht.

<9>

Die Sprache der Freundschaft wird im französischen höfischen Kontext auch durch die Bewegung der Preziosität²¹ beeinflusst, die beispielsweise von der schon erwähnten Madame de Sévigné vertreten wird. So begegnet bei ihr die Freundschaft oft im Kontext geschraubter Allegorien – wenn sie etwa den Fleiß ihrer Tochter lobt, indem sie ihn als Bruch der Freundschaft zur allegorisch personifizierten Faulheit darstellt²².

Daneben gelten natürlich auch unter Personen, die sich als Freunde bezeichnen, die Regeln höfischer Korrespondenz: Titel und Briefschlussformeln sind einzuhalten²³. Allerdings kann manchmal beobachtet werden, dass der protokollarische Apparat unter Adligen, die sich als Freunde bezeichnen, etwas gelockert wird.

Zeigen: Zeichen der Freundschaft

<10>

Bei den über die Sprache hinausgehenden Kommunikationsmodi der Freundschaft möchte ich drei Arten unterscheiden, nämlich die Rituale, die Gesten und die Symbole der Freundschaft. Unter den Ritualen verstehe ich stereotype Handlungssequenzen, die den Status einer Beziehung verändern²⁴. Es geht somit um den Beginn der Freundschaft, die man jemandem explizit antragen und deren

²⁰ Wolfgang Reinhard hat anhand von Empfehlungsschreiben der Kurie bereits die Vermutung aufgestellt, dass in frühneuzeitlicher Korrespondenz codierte Formulierungen enthalten sind, die für den eingeweihten Leser mehr und anderes bedeuten, als der Wortlaut des Textes sagt, vgl. Wolfgang Reinhard, *Amici e creature. Politische Mikrogeschichte der römischen Kurie im 17. Jahrhundert*, in: *Quellen und Forschungen aus italienischen Bibliotheken und Archiven* 76 (1996), S. 308–334, hier S. 322. Die schon seit längerem andauernde Debatte um die Sprache interpersonalen Beziehungen speziell im frühneuzeitlichen Frankreich ist zusammengefasst bei Arthur L. Herman, *The Language of Fidelity in Early Modern France*, in: *Journal of Modern History* 67/1 (1995), S. 1–24. Herman weist der frühneuzeitlichen Sprache interpersonalen Beziehungen den Charakter eines Sprachspiels zu; eine Gegenposition nimmt ein Jay M. Smith, *No More Language Games: Words, Beliefs, and the Political Culture of Early Modern France*, in: *American Historical Review* 102 (1997), S. 1413–1440. Smith kritisiert, dass der Sprachspielansatz die Motivationen der Akteure, denen eine strategische Verwendung der Sprache unterstellt werde, in einen außersprachlichen Bereich verlege; er fordert dagegen, der Sprachgebrauch der Akteure müsse im Kontext zeitgenössischer Werte und Überzeugungen analysiert werden.

²¹ Zur Preziosität vgl. Roger Lathuillière, *La Préciosité. Étude historique et linguistique*, Bd. 1: *Position du problème – les origines*, Genf 1966. Als epochenübergreifendes Phänomen wird Preziosität aufgefasst bei René Bray, *La préciosité et les précieux. De Thibaut de Champagne à Jean Giraudoux*, Paris 1948.

²² Madame de Sévigné, *Lettres* (wie Anm. 19), S. 80f.

²³ Dies wird im 18. und 19. Jahrhundert anders, wo unter Freunden die Formalitäten in Briefen reduziert und eine neue Art des vertrauten Schreibens entwickelt wird, vgl. Anne Vincent-Buffault, *L'exercice de l'amitié. Pour une histoire des pratiques amicales aux XVIII^e et XIX^e siècles*, Paris 1995, S. 13.

²⁴ Karl Leyser, *Ritual, Zeremonie und Gestik: das ottonische Reich*, in: *Frühmittelalterliche Studien* 27 (1993), S. 1–26, hier S. 2f. Ein ähnlicher Ritualbegriff wird auch vertreten bei Barbara Stollberg-Rilinger, *Zeremoniell, Ritual, Symbol. Neuere Forschungen zu symbolischer Kommunikation in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 27 (2000), S. 389–405, hier S. 397, sowie bei Werner Paravicini, *Zeremoniell und Raum*, in: ders. (Hg.), *Zeremoniell und Raum. 4. Symposium der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften in Göttingen*, 25.–27. September 1994, Sigmaringen 1997, S. 11–36, hier S. 14.

Schließung man durch Schwüre und die Präsenz von Zeugen verstärken kann; um den Bruch der Freundschaft, den man *expressis verbis* vollziehen kann – dabei gehen zerbrochene Freundschaften im engen höfischen Milieu meist nicht in Gleichgültigkeit über, sondern in Feindschaft. Entsprechend große Bedeutung kommt den Mechanismen der Versöhnung zerstrittener Freunde zu; hier kommt oft ein komplexes Ritual, das sogenannte ›*raccommodement*‹, zum Einsatz: Ein gemeinsamer Freund der beiden zerstrittenen Freunde sondiert die Versöhnungsbereitschaft, arrangiert Ort und Zeit der Begegnung und ist selber anwesend. Er verhindert so, dass die Versöhnung doch noch aus dem Ruder läuft. Die Parallelen zum Duell – man verabredet sich zu einem Treffen, es gibt Dritte, die die Prozedur überwachen – dürfte mehr als Zufall sein: Das ›*raccommodement*‹ ist der positive Ausgang von Konflikten, die oft auch im Duell enden könnten. Schließlich kann die Freundschaft auf die nächste Generation übertragen werden, indem man seine Erben mündlich oder schriftlich verpflichtet, bestimmte Freundschaften fortzuführen.

<11>

Bei den Gesten, die die Freundschaft zum Ausdruck bringen, gibt es eine große Variationsbreite: genannt seien körperliche Gesten²⁵ wie das Umarmen, sodann die Kommensalität in Form von Einladungen, aber auch von Festmählern und Trinkgelagen; die gemeinsame Jagd, das gemeinsame Glücksspiel, Ausritte und Promenaden; Besuche bei Freunden und umgekehrt das Gewähren von Gastfreundschaft. Gesten räumlicher Nähe sind beispielsweise das gemeinsame Quartier auf Reisen oder das Reisen in derselben Kutsche. Besonders starke Zeichen sind Besuche bei Gefangenen oder bei in Ungnade gefallenem Adligen: Einer ›*persona non grata*‹ auf diese Weise weiterhin Treue zu bezeigen, kann durchaus riskant sein.

<12>

Bei den Symbolen der Freundschaft sind vor allem die Geschenke²⁶ zu nennen; dabei kann die symbolische Aufladung variieren. Sie ist zum Beispiel bei den in einem Brief aus dem Archiv von Chantilly erwähnten Geschenk, das aus Handschuhen und Pomade bestand²⁷, weniger groß als bei dem diamantbesetzten Ring, den der Kardinal Richelieu seinem Freund Saint-Preüil, dem Gouverneur von Dourlens, ausdrücklich als Zeichen seiner Freundschaft schenkte²⁸.

²⁵ Für das Spätmittelalter sind die Gesten der Freundschaft und Nähe jüngst eingehend untersucht worden von Oschema, *Freundschaft und Nähe* (wie Anm. 6).

²⁶ Zur Rolle des Geschenks im frühneuzeitlichen Europa vgl. Natalie Zemon Davis, *Die Schenkende Gesellschaft. Zur Kultur der französischen Renaissance*, München 2002.

²⁷ Archives de Chantilly, Serie M, Bd. XXII, fol. 204, der Chevalier de Chéré an Guitaut, 12.04.1641.

²⁸ Roger de Bussy-Rabutin, *Mémoires de Roger de Rabutin, comte de Bussy, lieutenant-général des armées du roi, mestre de camp général de la cavallerie légère*. Nouvelle édition revue sur un manuscrit de famille, augmentée de fragments inédits, hg. von Ludovic Lalanne, 2 Bde., Westmead 1972 [Faksimile der Ausgabe Paris 1857], Bd. 1, S. 65f.

Handeln: Freundschaftsdienste

<13>

Freundschaft ist eine wichtige Strategie des Obenbleibens²⁹, und manchmal mehr, nämlich geradezu eine Strategie des Nach-Oben-Kommens. In höfischen Freundschaften werden in einer Weise, die an modernen Normen gemessen skandalös wäre, vielfältige Arten von Hilfsleistungen unter Freunden ausgetauscht.

<14>

Es gibt ökonomische Leistungen: Da der Staat keinen funktionierenden Markt garantieren kann, ist es riskant, jemandem Geld zu leihen. Kredite werden daher vornehmlich unter Freunden gegeben. Der Kredit erweist sich so als ein Paradebeispiel jener riskanten Vorleistung, aus der nach Niklas Luhmann Vertrauen hervorgeht³⁰.

<15>

Im politischen Bereich ist insbesondere die Ämterpatronage zu nennen. In Abwesenheit standardisierter Rekrutierungsverfahren für administrative, militärische und kirchliche Ämter³¹ kommt personalen Beziehungen entscheidende Bedeutung in der Frage zu, wer Karriere macht und wer nicht. Es ist insbesondere dieser Aspekt, der Freundschaft zu einem Mittel des Aufstiegs, und nicht nur des Obenbleibens macht. Freundschaft kann aber auch ein Mittel sein, um einen Absturz abzufedern: Freunde können nämlich auch als Bittsteller fungieren, wenn jemand in Ungnade gefallen ist oder gar in der Bastille einsitzt; gerade im letzteren Fall sind Bittsteller wichtig, da die Gefangenen in der Bastille auf unbestimmte Zeit inhaftiert sind.

<16>

Schließlich gibt es auch Leistungen, die man insofern ›militärisch‹ nennen könnte, als sie mit Gewalt oder dem Schutz vor ihr zu tun haben. Dazu gehören Eskorten durch gefährliche Gebiete; noch während der Fronde werden sie in den Texten der Adligen oft erwähnt, auch wenn sie danach wohl verschwinden. Illegal, wenn auch weiterhin praktiziert, ist das Duell; hier greift man auf Freunde zurück, wenn es gilt, einen Sekundanten zu finden. Dessen Risiko ist nicht nur, an einer gesetzlich verbotenen Handlung beteiligt zu sein; im 17. Jahrhundert werden die Sekundanten durchaus noch oft in Kämpfe mit den Sekundanten der Gegenseite verwickelt³².

²⁹ Zum Begriff des Obenbleibens vgl. Rudolf Braun, Konzeptionelle Bemerkungen zum Obenbleiben: Adel im 19. Jahrhundert, in: Hans-Ulrich Wehler (Hg.), *Europäischer Adel 1750–1950*, Göttingen 1990, S. 87–95.

³⁰ Niklas Luhmann, *Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität*, 4. Aufl., Stuttgart 2000, S. 27.

³¹ Für den Kirchenstaat wird dies erläutert bei Reinhard, *Amici e creature* (wie Anm. 20), S. 319; der Befund trifft für Frankreich ebenso zu.

³² Zum Duell vgl. insbesondere François Billacois, *Le duel dans la société française des XVI^e–XVII^e siècles. Essai de psychosociologie historique*, Paris 1986; Victor G. Kiernan, *The Duel in European History. Honour and the Reign of the Aristocracy*, Oxford 1988; Ute Frevert, *Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft*, München 1991; Markku Peltonen, *The Duel in Early Modern England. Civility, Politeness and Honour*, Cambridge 2003; Marco Cavina, *Il sangue dell'onore. Storia del duello*, Rom, Bari 2005.

<17>

Ein weiterer wichtiger Freundschaftsdienst sind schließlich Informationen und Ratschläge; im Mikrokosmos der Hofgesellschaft ist es von entscheidender Bedeutung, gut informiert zu sein, da Intrigen, Favoritenstürze und Beförderungen unversehens Auswirkungen auf die eigene Position haben können. Und wer sich – etwa auf Reisen oder im Exil – selbst nicht bei Hofe befindet, für den sind Informationen, die er von dort übermittelt bekommt, sehr wertvoll.

Schluss

<18>

Freundschaft erscheint im Kontext der höfischen Gesellschaft als ein durchaus schillernder Begriff. Auf Beziehungen sehr unterschiedlicher Intensität angewandt, erlaubt er den Zeitgenossen, Erwartungen und Verpflichtungen ein Stück weit in der Schwebelasse zu lassen. Der Freund ist keine formalisierte Institution wie etwa der Taufpate³³. Freundschaft und Feindschaft wechseln zum Teil sehr rasch. Das ist ein weiterer Grund dafür, dass – wie eingangs erwähnt – die eindeutige prosopographische Erfassung der Freunde eines frühneuzeitlichen Adligen nicht möglich ist. Was aber möglich ist, ist die Untersuchung des reichen Repertoires an Möglichkeiten, innerhalb der Sozialbeziehung Freundschaft miteinander zu interagieren.

Autor:

Christian Kühner
Universität Freiburg
DFG-Graduiertenkolleg 1288 »Freunde, Gönner, Getreue«
Werthmannplatz, KG IV
DE 79085 Freiburg im Breisgau
kuehner@gmx.li

³³ Zur Patenschaft in historischer Perspektive vgl. Guido Alfani, Padri, padrini, patroni. La parentela spirituale nella storia, Venedig 2006; ders., Geistige Allianzen: Patenschaft als Instrument sozialer Beziehung in Italien und Europa (15.–20. Jahrhundert), in: Margareth Lanzinger, Edith Saurer (Hg.), Politiken der Verwandtschaft. Beziehungsnetze, Geschlecht und Recht, Wien 2007, S. 25–54; Agnès Fine, Parrains, marraines. La parenté spirituelle en Europe, Paris 1994. Für den mediävistischen Bereich vgl. Bernhard Jussen, Patenschaft und Adoption im frühen Mittelalter. Künstliche Verwandtschaft als soziale Praxis, Göttingen 1991. Für die Frühe Neuzeit ist Patenschaft besonders gut erforscht für Norditalien, vgl. Guido Alfani, Les réseaux de marrainage en Italie du Nord du XV^e au XVII^e siècle: coutumes, évolution, parcours individuels, in: Histoire, Economie et Société 25/4 (2006), S. 17–44.